

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Durch Schmerzen empor [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Durch Schmerzen empor.

Novelle von Jakob Voßhart.

(Fortsetzung).



cht Tage später begegnete Hermine Hans wie einem Fremden, kühl und die Worte abmessend. Sie hatte sich in ihren schönsten Rock gesteckt und sah mit ihrem Schmollgesicht reizend aus. Hans, der wieder auf einen lustigen Tag ausgegangen war, wurde nicht klug. „Für wen hat sie das schöne Zeug angezogen?“ fragte er sich und musterte dabei verstohlen die drei Frauen. Am Gesicht der Mutter glaubte er zu merken, daß der vergangene Sonntag seinen Schatten auf den heutigen werfe; auch er wurde nun schweigsam und zurückhaltend und lauerte auf eine Gelegenheit, mit Hermine allein zu sein. Aber die alte Eichvree schien an diesem Tag durch ihre buschigen Augenbrauen alle seine Gedanken zu lesen und ließ die beiden nie allein.

Nach dem Mittagsmahl, das man verdrossen und einsilbig einnahm, zog sich Hermine in ihre Kammer zurück, indem sie über Kopfweh klagte.

„Das kommt bei ihr etwa vor, wie bei allen Leuten, die so schwere Haare tragen,“ sagte die Mutter erklärend; denn wenn sie auch auf ihre Jüngste nicht eben gut zu sprechen war, so vergaß sie ihre mütterliche Pflicht doch nicht.

Hans wurde es bei den forschenden Augen der Alten immer unbehaglicher, und er machte Lene den Vorschlag,

ins Freie zu treten. Sie war leicht dazu zu überreden; denn, da die Schwester außer Spiel gefehlt war, hoffte sie Hans wieder so zu umspannen, wie sie ihn im Frühling umspannen zu haben meinte. Draußen unter den Bäumen begann sie von ihrer Aussteuer zu plaudern: wie die Arbeit nun vorwärts rücke, seit sie vom Morgen bis in die Nacht hinein dran sitzen könne, und wie ihre Finger durch die tägliche Übung immer flinker werden. Sie zählte ihm her, was sie alles schon fertig im Schrank liegen hatte und was noch zu thun übrig blieb. Am Freitag, fuhr sie fort, sei sie mit der Mutter in Altenau gewesen, um zu sehen, wie die Tischlerarbeit von statten gehe. „Neuh, wird das schön! Alles, Tische, Stühle, Kästen, Bett wird aus dem besten Kirschbaumholz zusammengeklopft. In vierzehn Tagen ist alles zum Polieren fertig! Man kann es kaum glauben, daß das alles bei uns gewachsen ist und geschränkt wurde, es ist wie eine fremdländische Herrlichkeit!“

Hans hörte zerstreut zu; denn ihn beschäftigte etwas anderes. Endlich unterbrach er sie, indem er fragte: „Was ist die Woche geschehen? Es scheint mir alles verzwebelt bei euch?“

„Ich denn auch?“

„Nein, du nicht; aber die Mutter und Hermine. Haben sie mit einander gezankt?“

DIE SCHWEIZ
13491

„Nein, wir lebten zusammen wie sonst.“

„Warum denn ist Hermine heute so seltsam, so wenig zutraulich? Es muß etwas geschehen sein!“

„Sie ist nur, wie sie sonst immer an Werktagen war. Sie ist eben nicht immer bei guter Laune,“ antwortete Lene und war sich bewußt, daß sie das Wort so gedreht hatte, um sich auf Unkosten der Schwester in ein vorteilhaftes Licht zu rücken.

„Ihr versteht nicht, mit ihr umzugehen,“ brummte Hans.

„Wenn sie von jetzt an die Werktags- und die Sonntagslaimen vertauscht, werden wir uns schon verstehen!“

Hans stand still, schüttelte den Kopf und öffnete die Lippen zu einer Entgegnung, besann sich aber eines Bessern. Lene hatte die Furcht, die ihn geplagt, zerstreut, und alles andere war ihm nun nebensächlich. Er suchte sich in muntere Stimmung zu versetzen und rief: „Komm, wir wollen lustig sein und Unsinn treiben, um das griesgrämische Mittagessen zu verbauen; es liegt mir wie ein Wollgarnknäuel im Magen.“

Er nahm einen Anlauf zum Uebermut und meinte, Lene werde mitthun, wie Hermine vor acht Tagen. Sie aber erklärte, Ausgelassenheit sei ihr nicht gegeben, sie sei zu alt dazu und könnte sich gar zu albern vor, wenn sie thun müßte, wie eine junge Ziege; sie begreife nicht, daß er seine Lust daran finde, früher sei ihm so etwas nie eingefallen; sie möchte jetzt lieber mit ihm über den zukünftigen Haussstand sprechen; ob er sich denn nicht ein wenig auf den Winter freue, auf das ordentliche Haus, das sie ihm bereiten werde, auf das tägliche,

fründliche Zusammensein, auf das gemeinsame Sorgen und Schaffen und Sparen? Sie müsse Tag und Nacht daran sinnen und habe nur eine Qual: er möchte sie nicht mehr lieb haben.

„Kommt das alte Lied wieder?“ hob er zu schelten an. „Du bist wie Sauerkraut, du hälst dich für mißratzen, wenn du einem nicht das Maul krumm ziebst. Nimm dir ein Beispiel an deiner Schwester! Weibsbilder müssen lustig sein, murren und knurren und schnurren können wir schon selber. Zum Teufel auch!“

Das Wort stach Lene, Eifersucht und Angst packten sie wieder: „Ihre Art gefällt ihm besser, als die meine,“ dachte sie, „ich bin ihm zu trocken, zu langweilig. Das Ende von allem wird sein, daß er mich im Gram sitzen läßt.“

Schweigsam schritten die beiden neben einander her, nachdem sie sich, wie so oft in letzter Zeit, in ihren Neigungen nicht gefunden hatten. Hans schlug die Richtung ein, die ihn Hermine am vergangenen Sonntag gewiesen; er gab sich keine Rechenschaft darüber, seine Füße suchten eben den Weg wieder, den sie früher so lustig und kurzweilig gefunden hatten. Bald trat das Paar unter die Kronen des Buchenwaldes, die von der Herbstluft schon braun und rot gefärbt waren und in deren Blättern der Sonnenschein, der draußen mild über das Land flutete, sich zu brennender Glut entzündete, so daß sich über der Waldesstille ein Feuerdach ausspannte. Lene, mit ihren Sorgen beschäftigt, merkte erst, wo sie waren, als der Boden unter ihren Füßen zu rauschen begann. Sie blieb stehen. Als sie am letzten Sonntag Hans und Hermine an der Stelle, wo sie sich eben befand, hatte verschwinden sehen, huschend, wie durch süße Beeren oder einen frischen Quell angelockt, da hatte sich ihr Herz zusammengekrampft, da waren ihr die lang bemütesten Thränen hervorgebrochen, ohne daß sie klar begriff, warum. Jetzt wurde jenes Gefühl wieder in ihr lebendig, und ihr schauderte vor dem Wald und seinem Krauschen.

„Wir wollen umkehren,“ bat sie.

Und er unwillig: „Gut, lehren wir um, du willst immer, was ich nicht will, und willst nie, was ich will. Wir passen wunderbar zusammen, du und ich!“

Er machte Miene, sich zurückzuwenden; Lene aber hielt ihn nun zitternd im Wald zurück und zog den Sträubenden tiefer zwischen die Stämme hinein; sein Wort hatte ihre Furcht auf's höchste gesteigert: „Jetzt zerreißt es völlig zwischen uns, wenn ich nicht fügsam bin! Laß ich jetzt locker, so ist alles, alles hin!“ so dachte sie in ihrer Not und sprach dann mit bebenden Lippen: „Komm, ich zeige dir den Ort, wo unsere Stiftshütte war!“

Er wollte erwidern: „Ich kenne ihn schon.“ Aber da er in der Erinnerung an ein anderes Abenteuer selber nach dem lauschigen Platz hatte steuern wollen, dachte er: „Mir mag's recht sein!“ Er warf einen Blick über das Mädchen: zitternd, wie ein geheiztes Reh, das nicht mehr entrinnen kann, stand es vor ihm, und ein Wolf erwachte in ihm, mit der Begehrde, die Krallen in das arme Geschöpf zu schlagen. Er griff nach ihr, und seine Augen öffneten sich wie gierige Schlünde; sie aber schlug seine Hände zurück und eilte ohne Bebung und so rasch sie die Füße zu tragen vermochten davon, tiefer in den verschwiegenen Wald hinein, sie wußte nicht, wovon geleitet, von Furcht oder Thorheit oder Verzweiflung.

* * *

Als die beiden wieder am hellen Rand erschienen, gingen zwei Feinde neben einander her. Lene blieb unter den vordersten Bäumen stehen; das Sonnenlicht, das unter dem welken Laub hereinbrach, erschreckte sie, und aus den schon geröteten Augen begannen die Thränen zu fließen. Hans wollte ihr tröstlich zureden, ohne jedoch ein gutes und ehrliches Wort zu finden.

„Geh,“ fuhr sie ihn an, „es ist aus zwischen uns!“ Und sie wandte ihm den Rücken, damit er ihre Thränen nicht zähle.

„Ist das dein Ernst, Lene?“

„Geh! Lieber sterben, als einen ... als dich heiraten! du ... du ...“

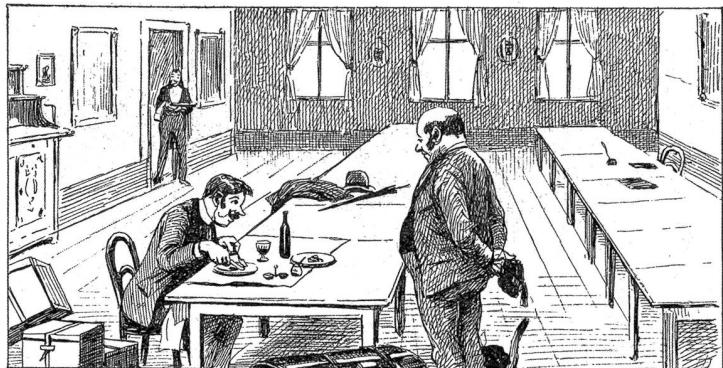
Damit trat sie rasch wieder in den Wald zurück. Er eilte ihr nach; als er ihr auf den Fersen war, wandte sie sich um und schlug ihn ins Gesicht, daß er zurücktaumelte. Hoch stand sie vor dem Wolf, selber zur Wölfin geworden, und erwartete seinen Angriff; er aber zog sich schleichend zurück und beschimpfte das Weib mit schändlichen Worten.

Lene verkroch sich im Schatten des Waldes, und erst als die Nacht sich schon lange über ihre Schmach gedeckt hatte, suchte sie das Haus auf. Es war kein Fenster mehr hell, und sie hoffte, in ihre Kammer zu gelangen, ohne auf die Mutter zu stoßen. Die aber erwartete sie im Dunkeln und fragte mit ängstlichen Worten: „Was ist geschehen? Hans ist im Born davongegangen.“

„Es ist aus zwischen uns.“

„Was sagst du? Aus? Und die alte Mutter soll nichts dazu zu sagen haben? Meint ihr denn, heiraten sei Kinderspiel, man knüpfe, wenn einen der Hafer sticht, und löse, wenn's einem grad in der Laune steckt?“

„Es ist aus,“ wiederholte Lene bestimmt, „ich mag, ich kann ihn nicht mehr ansehen!“



Februar. Der erste Guest!

„Was ist denn geschehen?“

„Frag mich nicht! Er soll Hermine heiraten, wenn er will und es wagt!“

„Wie meinst du das?“

„Sie hat mir ihn gestohlen, und er war leicht genug, gestohlen zu werden!“

Lene sank auf die Bank nieder, und die Mutter sah in dem spärlichen Licht, das durch die Scheiben drang, wie gebrochen und elend sie war. Sie überlegte: „Da wird man nichts mehr flicken können, wie ich sie kenne. Mag wohl sein, daß Hans und Hermine besser zusammenpassen, mag wohl sein, daß sie schon mit einander eins sind.“ Und die arme Frau, die das volle Maß des Unglücks nicht ahnte und im Leben nichts besser gelernt hatte, als aus mißlichen Zuständen eine nicht ganz unerträgliche Lage zu erschaffen, überlegte bei sich so: „Wenn er Hermine heiratet, so ist es immer noch besser, als wenn er keine von beiden nimmt; schwärzen und lachen werden die Leute nun allerwege, aber doch weniger, wenn der Faden nicht ganz abreißt.“

Nach einer Weile sagte sie: „Ich gehe morgen in der Frühe nach Lüttiswyl, um ihn zur Rede zu stellen.“

Lene schnellte in die Höhe: „Thu' das nicht! Thu' ihm die Ehre nicht an!“ Sie ahnte, was kommen würde.

„Wer spricht davon, ihm eine Ehre anzutun?“ entgegnete die Mutter. „Rechenschaft will ich von ihm verlangen, fragen, wie es stehe und wie er es meine.“

„Geh nicht!“ flehte Lene; die Mutter aber versetzte in einem Ton, der keine Widerrede duldet: „Ich werde schon wissen, was ich zu thun habe; wenn der junge Leichtsinn das nur auch immer wüßte!“



B. VAN MUJDEN

DIE SCHWEIZ.

13402



März. Brrr!

Das Wort gab Lene einen so heftigen Stoß, daß sie in Schluchzen ausbrach und hastig die Stube verließ.

„Sie ist ein armes Kind; aber sie wird sich halt dren schicken müssen,“ murmelte die Mutter vor sich hin, schritt in die Nebenkammer, wo ihr Bett stand, und bedachte, wie sie es anstellen müsse, um aus dem Unglück einen guten Funken zu schlagen.

Lene suchte ihre gewohnte Lagerstatt nicht auf. Sie hielt schon die Klinke der Kammerthüre in der Hand, als sie zurückshauderte. Drinnen lag ja die, die ihr Glück zerstört hatte! Sie hätte sich neben sie ins Bett legen, ihren ruhigen Atem, fast das niederträchtige Herz

hören müssen; sie konnte es nicht. Auf einer schmalen Treppe stieg sie in den Estrich hinauf, wo das Stroh aufgeschichtet lag. Da warf sie sich hin, begrub die Arme und das Gesicht in die derben, stachlichen Halme und hoffte, im Weh zu vergehen. Geriete doch das Stroh in Brand, um sie im Rauch zu ersticken! Bräche doch das Dach mit seinen schweren Balken herab!

Das war die längste Nacht, die sie je durchgemacht. Als der neue Tag anbrach, hatte sie den Satz gelernt, in dem die ganze Lebensweisheit ihrer Mutter steckte: „Ich werde es halt tragen müssen.“ Sie wartete auf dem Estrich, bis Hermine die Kammer verlassen hatte; dann schlich sie sich selber hinab und legte die Trauerkleider an, die sie an ihrem Verlobungstag, wie sie meinte, für immer, im Kasten aufgehoben hatte.

Die Eichvree stieg an jenem Morgen nach Lüttiswyl hinunter, in sich gebückt und das Kinn auf die Brust

E. VAN MUYDEN
DIE SCHWEIZ.

stützend. Als sie heimkehrte, hatte sich ihr Kopf etwas in die Höhe gerichtet. Lene verstand diese Sprache.

Und nun kam alles, wie es kommen mußte.

Die Verlassene erfuhr bald, daß die Heirat zwischen Hans und Hermine beschlossen war, und daß beide Leile, selbst die Mutter zur Hochzeit drängten, die letztere wohl deshalb, weil sie dem unerquicklichen Zusammenleben der Schwestern ein Ende machen wollte und fürchtete, das neue Paar könnte sich verfeinden wie das erste, und sie hätte dann doppelten Schaden und Spott. Sie mochte auch darüber froh

sein, daß die beim Tischler bestellte Aussteuer nun doch ihren Zweck erfüllte; ja, sie war so sehr daran gewöhnt, nach der praktischen Seite der Dinge zu sehen, daß sie sich eines Tages so an Lene wendete: „Du wirst nichts dagegen haben, wenn ich Hermine das Weißzeug mitgebe, das du dir zusammengenäht hast?“

Lene begriff erst nicht.

„Ich meine deine Tisch- und Bettlaken und Hemden...“

„Was, das soll sie auch noch haben? Alles, alles soll sie mir nehmen dürfen?“

„Was nützt es dir? Es thut dir nur in den Augen weh, wenn du es siehst.“

Lene kämpfte mit sich und sagte dann: „Gut, so nehme sie mir auch das!“

Sie hätte sich vielleicht besser gewehrt; wenn nicht etwas Neues, Entsetzliches ihre Brust erfüllt hätte, eine Angst, die ihr Tag und Nacht keine Ruhe ließ, sie im Wachen zur Verzweiflung peitschte und im Schlaf, im Traume selbst, sie drückte und würgte, also daß sie oft vor Tagesgrauen sich erhob, zu einem Karst, einer Hölle oder einer Axt griff, sich an eine Arbeit mache und dreinschlug, bis sie erschöpft zusammenbrach, um endlich in der Ermattung auf dem nackten Feld oder im Wald Ruhe und Schlaf für ihre gemarterte Seele zu finden.

Die Mutter sah wohl, wie sie zusammensank, und hörte auch, daß sie oft zu unvernünftiger Zeit an die Arbeit ging; aber die Ahnungslose ließ sie gewähren und tröstete sich mit dem Gedanken: „Was sich so ins Herz gesetzt hat, muß halt überwunden und zu Armen und Händen wieder hinausgeschafft werden. Ist Hermine erst einmal fortgezogen und kommt Hans nicht mehr auf den Hof, so wird es ihr leichter fallen.“

Denn seit einigen Wochen machte der Brynerhans, nach kurzem Unterbruch, regelmäßig seine Besuche wieder, wobei er es freilich so einrichtete, daß er nie mit Lene zusammenstieß: er kam, wie bei seinen ersten Brautgängen, am Samstagabend, trat aber erst ein, wenn er sich durch die Scheiben vergewissert hatte, daß Lene verschwunden war.

Das Mädchen lag dann oben in der Kammer und hielt sich die Ohren zu, um das Geschwätz und das Gelächter, das durch die Diele gedämpft zu ihr hinaufdrang, nicht zu hören.

Einst, zu Anfang Dezember, verließ Hermine den Eichhof früh am Morgen.

„Das Brautfuder wird heute von Altenau nach Lüttiswyl gezogen,“ berichtete die Mutter; „es hat alle Einrede nichts genügt, sie will sich daraufsetzen. Morgen aber kommt Hans mit einem Wäglein herauf, um das Nebrige zu holen. Nur damit du's weißt.“

Lene begriff, daß sie sich da zu verkriechen hatte. Durch's Kammerfenster blickte sie noch einmal nach dem Weißzeug, in das sie all ihr Fühlen und Hoffen und ihr Glück, und in den Tagen, da das Unheil sich einzuschleichen begann, manches Weh und manche verstohlene Thräne eingenäht hatte. Jetzt paradierte es dort auf einem lotterigen Wägelchen. Für wen? Sie hielt das böse Wort, das sich ihr in der Brust losriß nicht zurück: „Das Glück, das ich hineinnähte, werde ihnen zum Fluch! zum Fluch! zum Fluch!“ Ihre Thränen rannen, Thränen der Wehmut und des Gross, als sie das Fuhrwerk davonrollen sah.

Ein paar Tage später fand die Hochzeit statt. Lene bereitete am Morgen das Frühstück, während sich Hermine und die Mutter festlich schmückten. Wortlos trank man den Kaffee, dann nahm man Abschied. Hermine hatte trübe Augen, sie mochte in der Nacht geweint haben. Sonst aber war sie ungewöhnlich schön in dem schwarzen Gewand, mit dem Myrtenkranz in den dunkeln, schweren Haaren.

Als sie sich zum Gehen anschickte, streckte sie Lene die Hand entgegen, und man sah es ihr an, daß sie nach einem guten Abschiedswort suchte. Aber sie begegnete dem harten Blick der Schwester und sagte kurz: „Leb' wohl!“

Lene griff zögernd nach der wartenden Rechten und gab den nämlichen Gruß zurück.

„Wunsch ihr doch Glück!“ sagte die Mutter, der ein solches Abschiednehmen in die Seele schnitt; „so gehen Schwestern nicht auseinander!“

„Es soll ihnen gehen, wie sie es verdienen!“

„Das ist kein Glückswunsch, Kind!“ Die Thränen waren der alten Frau nah.

„Es geht jedem gut genug, dem es geht, wie er es verdient.“

„Kind! Kinder!“ . . . Hermine fiel der Mutter auffchluchzend um den Hals.

In diesem Augenblick wurde die Thüre aufgestoßen, und ein Bauernknecht stolperte herein.



April. Das neue Dienstpersonal.

„Seid ihr's, Benz?“ redete die Mutter, sich rasch fassend, ihn an. „Ihr wollt das Kalb abholen, Lene wird es euch losbinden.“

Man ging auseinander. Lene übergab dem Burschen das Stücklein Vieh, das der Brynerhans vor bald drei Vierteljahren um ihretwillen gekauft und das er nun endlich heimholen ließ, ohne bezahlen zu müssen; denn die Eichvree hatte es ihm als Hochzeitsgeschenk gegeben. Es war wohlgediehen und machte lustige Sprünge, als es sich in frischer Luft fühlte.

Hermine schritt mit der Mutter so eilig, als es diese vermochte, den Berg hinunter, ohne sich umzusehen. Es war ein kalter, etwas nebliger Dezembertag, der Rauhreif hatte sich in schweren Krusten um die Zweige gelegt und rieselte im Morgenwind mit leisem, trockenem Geräusch auf das wilde Laub nieder, das in dunkeln Schatten unter Hecken und Bäumen lag.

Lene lehnte sich an den Brunnen und blickte den schwarzen Gestalten nach, die in den Nebel hinab zum Hochzeitsfest stiegen und in der grauen Luft immer schattenhafter und größer wurden, bis sie endlich verschwanden. Hinter ihnen drein hüpfte und sprang das Kalb so übermütig, daß der Knecht es kaum zu meistern vermochte, als ginge auch es einer hohen Zeit entgegen, oder als müßte es der Welt und den beiden wortkargen Hochzeitsgästen etwas vorzutragen.

* * *

An jenem Abend machte sich die Schmiedin von Lüttiswyl auf den Weg, um im Eichhof einen Besuch abzustatten. Sie war eine entfernte Base, aus der siebenten



Mai. Große Frühjahrsreinigung.



Suppe eine Schnitte, wie die Eichvree das Verwandtschaftsverhältnis zu bezeichnen pflegte. Es war ihr aufgefallen, daß Lene die Schwester nicht zur Hochzeit begleitete, und da man im Dörfchen allerlei munkelte,

beschloß sie, ein Paar sehender Augen nach dem Hofe zu tragen; vielleicht ließ sich irgend ein unsauberes Wasser aufrühren. Denn sie war von neugieriger Art und fühlte sich leicht elend und krank, wenn sie nicht mit etwas Schimpflichem in der Nachbarschaft hausieren konnte.

Sie fand Lene im Baumgarten damit beschäftigt, mit dem Rechen das gefallene Laub zu Haufen zu sammeln. Sie stellte sich erstaunt, als ihr das Mädchen mitteilte, Mutter und Schwester seien im Dörfchen, es werde Hochzeit gefeiert.

„Das hat mächtig pressiert, hm, hm. Da werden die bösen Mäuler allerlei zu flispern und zu zischeln haben, hm, hm. Ich bin nun erst recht froh, daß ich mich heute auf die Wanderschaft gemacht habe, ich hätte drunter den ganzen Tag nichts zu thun, als auf das läppische Gerede zu hören!“

So schwatzte sie und musterte dabei das Mädchen, das ihrer wenig achtend, den Rechen durch das vom Reif versengte Gras zog.

(Fortsetzung folgt).

Müller Strobinger.

Novellette von Rudolf Blümner.

(Schluß).

Der Müller war zu alt und zu runzlig, um noch eine neue Beschäftigung anzufangen. Auch reichte ja die Entschädigungssumme so zum Leben. Der Junge war in der Dekonomie wohl zu verwenden und konnte da sogar etwas Tüchtiges lernen.

So lebte der Müller in der fremden Behausung in den trägen Winter hinein. Wie in der Mühle las er abends im Buch Hiob, während Großmutter wie in den alten Zeiten Strümpfe strickte.

So war es alle Abende, bis eines Tages der Schwager die Andacht mit den Worten unterbrach: „Na also, da haben wir's. Der Amtsrat Scherer hat einen Orden gefriegt.“

„So?“ machte der Müller, ohne von der Bibel aufzusehen. „Der Amtsrat einen Orden? Da möchte ich doch auch wissen, wofür?“

„Hier im Blatte steht's ja. Für seine Verdienste um den Bau der Eisenbahn.“

Da schaute der Müller auf. „Seine Verdienste? Seine Verdienste? Wofür? Die Eisenbahn baut doch der Staat, nicht der Amtsrat, oder — ja so — ja so, — Mutter — die Eisenbahn, — ja so, der Amtsrat — ja so — — —“. Dann stierte er ins Leere.

Also so war's gewesen. Der Amtsrat hatte ihm die Mühle genommen. Der Amtsrat hatte ihn zu einem Wortbrüchigen, zu einem Eidvergessenen gemacht. Und der Hass gegen den Amtsrat wuchs plötzlich wie ein

Waldwasser in seiner Brust, und der lang unterdrückte Groll drängte hinaus.

Von diesem Tag an las er nicht mehr im Buch Hiob. Er wußte, daß er Hiobs Geduld und Langmut nicht mehr besaß. Er hasste Tag und Nacht, und die warmen Winde, die im Frühjahr Eis und Schnee erweichten, konnten seinen Hass nicht mindern. Großer Gott, welcher Hass, welche Galle, welches Gift sammelte sich mit jedem Tage mehr in ihm an. Es drohte das Gefäß zu sprengen; aber das Gefäß selbst schien mit dem Gift und dem Groll zu wachsen. Immer mehr fand drin Platz. Und das Gefäß hielt noch aus, als an einem Tage im Mai einer auf dem Gut erzählte, sie hätten dieser Tage angefangen, die Mühle einzureißen.

„Die Mühle,“ schrie der Alte, „die Mühle! Herr, du mein Gott, sie reißen die Mühle ein. Mutter, hörst du, sie reißen die Mühle ein, meine Mühle reißen sie ein. Das Herz reißen sie mir aus dem Leib. Wo ist der Amtsrat? Ich muß hin, zum Amtsrat. Ich muß ihn sprechen. Er kann mir ja nicht das Herz aus dem Leib reißen.“ So lief er umher und wollte fort, hinaus, zum Amtsrat.

Der Schwager und das alte Mütterchen wollten es ihm ausreden. Aber er ließ nicht ab. Er wollte den Amtsrat sprechen. Es half nichts, der Schwager mußte ihm den Wagen anspannen lassen, und der Kutscher fuhr ihn nach der Stadt.

Vorbei ging es an Wiesen und Feldern, die im Schein der niedergehenden Maisonne erglänzten. Aber dem Müller flimmerte es vor den Augen. Die Mühle